

# Doktor Grünhand

David Pawn

Copyright: Verlag Edition Roter Drache & David Pawn

## **Magdeburg, Landesfrauenklinik, 16. Oktober 1961**

Gideon stand an dem Bettchen und schaute auf das schwächliche Mädchen darin, das um sein Leben kämpfte. Seit einem Monat durfte er sich Doktor nennen. Doktor Gideon Bayer, Facharzt für Anästhesie. Als solcher hatte er vor wenigen Stunden im Kreißsaal gestanden und der Geburt dieses winzigen Geschöpfes zugehört. Er hatte es sogar kurz berührt, bevor die Hebamme es aus seiner Reichweite trug und ihn dabei ansah, als sei er nicht der Anästhesist, sondern ein gesuchter Kinderschänder.

Ja, es gab sie auch jetzt noch – mehr als sechzig Jahre nach dem Beginn des neuen Jahrhunderts, das die grünen Schwaden über den Seen und Flüssen mitgebracht hatte, die man Äther nannte – Menschen, die der Meinung waren, Leute wie er gehörten weggesperrt oder in Lager gepfercht, damit sie mit den Anderen, den Normalen, nicht in Berührung kamen.

Dabei gehörte er nicht einmal zu den sichtbar Veränderten. Er steckte nicht als Mensch im Körper eines Tieres oder gar irgendeines Fabelwesens, das man früher nur aus Märchen kannte. Er gehörte zu den Veränderten, bei denen der Einfluss des Äthers nach außen hin nicht sichtbar oder so klein war, dass man ihn bequem verbergen konnte.

Leute wie ihn nannte man im Volksmund eine Grünhand. Soweit er wusste, rührte das von einer der Pionierinnen der Ätherforschung her, die ihre Veränderung, eben eine grüne Hand, in einem Handschuh verborgen getragen hatte.

Heute verfolgte man die Veränderten nicht mehr. Jedenfalls stand das so im Gesetz. Aber er, wie auch viele andere, erntete weiterhin scheele Blicke oder hingeworfene Beleidigungen, wenn die falschen Leute seine beiden grünen Zeigefinger bemerkten. Ja, nur die Farbe zweier Finger unterschied ihn äußerlich von anderen, als unverändert betrachteten Menschen. Natürlich gab es da die Fähigkeit, die mit diesen Fingern verbunden war, aber von der ahnten die meisten nicht einmal etwas.

Er musste einen Menschen nicht aufschneiden, wenn er einen Blick auf dessen Organe werfen wollte. Eine kurze Berührung mit der Spitze eines grünen Fingers genügte und er sah das Innere der entsprechenden Körperregion so deutlich vor sich, als besäße der Mensch keine Haut, die all das sonst verbarg. Mit Hilfe von sogenannter Röntgenstrahlung sahen Mediziner auf der ganzen Welt bereits seit vielen Jahren die Knochen und festeren Strukturen im Inneren menschlicher Körper, er aber konnte ganz deutlich ein spezifisches Organ betrachten, als läge es vor ihm auf einem Seziertisch.

Natürlich hatte ihm das während des Studiums und der Facharztausbildung geholfen. Aber hin und wieder erschreckte es ihn auch. Manchmal, wenn er aus Versehen einen Menschen mit seinen besonderen Fingern berührte und dabei auf ein krankes, verstümmeltes Organ stieß, schnürte es ihm die Kehle zu. Was sollte er tun oder sagen? Einem Wildfremden erklären: ›Entschuldigen Sie, aber Sie sind dem Tod geweiht‹? Nein, das konnte er nicht.

Das kleine Mädchen hatte er nach dessen Geburt nur kurz berührt, um zu sehen, ob alles in Ordnung war. So, wie man vor dem Verlassen der Wohnung für eine Urlaubsreise kontrollierte, ob die Fenster geschlossen waren. Aber da war nicht alles in Ordnung. Das Herz von Lisa, wie ihre Mutter sie nannte, war zu klein und zu schwach, um den neugeborenen Körper lange am Leben zu erhalten. Vielleicht hielt sie eine weitere Nacht durch, vielleicht auch zwei. Aber länger würde sie es nicht schaffen, dann musste das Organ seinen Kampf aufgeben.

Darum stand Gideon jetzt an ihrem Bettchen und rang mit sich. Er wusste, dass seine Gabe weiter reichte. Er hatte es während des Studiums beobachtet, als sie Tiere seziert hatten. Als er es zum ersten Mal bemerkte, schreckte er zurück, sprang von seinem Platz auf und warf den Hocker um, auf dem er saß. Krachend verkündete dieser seine Ungeschicklichkeit. Die Köpfe aller im Raum wandten sich ihm zu, der Professor blickte über den Rand seiner Halbbrille und schüttelte den Kopf.

»Na, wenigstens sind Sie selbst noch auf den Beinen«, kommentierte er.

Sie konnten alle nicht wissen, dass die Leber, die Gideon gerade hatte entnehmen wollen, unter seinen Händen ein gutes Stück gewachsen war. Sie sah plötzlich auch gesünder aus - nicht wie ein Organ, das aus einem toten Hund stammte, der schon ein paar Tage im Kühlhaus auf diese Prozedur gewartet hatte.

In den ersten Tagen nach dem Ereignis versuchte er sich einzureden, es habe niemals stattgefunden, er müsse sich alles nur eingebildet haben. Aber sein forschender Geist forderte von ihm, diese Annahme zu bestätigen und einen Kontrollversuch zu unternehmen, wenn er wieder in der Anatomie zu Werke gehen musste. Und seine These wurde widerlegt. Erneut gelang es ihm, ein Organ zu beeinflussen. Es handelte sich um eine Niere, die nekrotisches Gewebe aufwies, das unter seiner Berührung anscheinend gesundete. Aus dem schwarzen Klumpen wurden normale Zellen.

Er hat seit diesen Tagen immer wieder Versuche mit tierischen Patienten angestellt. Ein paar überfahrene Katzen und eine Taube, die in die Fänge eines Fuchses geraten war. Letztere konnte er vollständig wiederherstellen. Wenn sie nicht erneut einem Fuchs oder Falken zu nahe gekommen war, flog sie vielleicht noch heute am Dom herum.

Aber er hatte es niemals gewagt, seine Fähigkeit an einem Menschen auszuprobieren. Keinesfalls hätte er es heimlich versucht und bei einem der Todkranken Hoffnungen zu wecken, die

er am Ende vielleicht nicht einlösen konnte, wagte er ebenfalls nicht. Also blieb es bei Heilungsexperimenten mit Tieren.

Bis heute. Bis zu jenem Moment, da er dieses kleine, schreiende Bündel Mensch berührte, nur um zu erkennen, dass es niemals mehr als sein Bettchen im Krankenhaus kennenlernen würde. Es würde seinen Eltern keine Streiche spielen, nie die Schule besuchen, um zu lernen und mit Freunden die Lehrer zu ärgern, nie den ersten zarten Kuss in einem dunklen Hausflur auf den Lippen spüren und sich eine Woche später vor lauter Liebeskummer die Augen aus dem Kopf heulen. Sein Herz war einfach zu klein.

Und als er das begriff, beschloss er, dem Rad des Schicksals in die Speichen zu greifen. Darum stand er jetzt neben Lisas Bettchen und streckte vorsichtig die linke Hand nach ihrer linken Brustseite aus. Ihr Atem ging unregelmäßig. Man konnte förmlich sehen, wie sie um Luft rang. Da die Herzleistung zu gering ausfiel, wurde nicht ausreichend Sauerstoff durch ihren Körper gepumpt. Das Gehirn folgerte daraus, sie atme zu wenig, und leitete entsprechende Maßnahmen ein. Aber darin bestand nicht das Problem. Doch woher sollte ein so junges Gehirn das wissen?

Gideon sammelte sich. Er fokussierte seine Gedanken. Wenn er einen Fehler machte, Lisas Herz zu sehr aufblähte, tötete sie dies noch schneller. Darum war es wichtig, dass er langsam und mit Bedacht zu Werke ging. Und es war wichtig, dass ihn niemand bemerkte. Wer konnte schon wissen, was die Oberschwester oder die Hebamme mit ihren abergläubischen Ideen daraus konstruieren würden, wenn das Mädchen starb und man ihn kurz zuvor an ihrem Bett gesehen hatte. Ja, er wäre dann tatsächlich für ihren unmittelbaren Tod verantwortlich, aber andererseits käme dieser ohne sein Eingreifen in nur wenigen Stunden oder Tagen.

Er atmete tief ein, hielt die Luft kurz an, stieß sie wieder aus und legte dort einen Finger auf ihre linke Brustseite, wo, wie er gelernt hatte, der Sinusknoten lag. Er spürte ihr Herz, nein, er sah es – klein und verzweifelt eine Arbeit erledigen, für die es eine zu

geringe Größe besaß. Er konzentrierte sich, schloss die Augen und fuhr in Gedanken die Form ab, die er mit Hilfe der Macht des Äthers schaffen wollte. Wachse! Wachse!

»Was tun Sie da?«

Gideon zuckte zurück. Seine Hand fuhr aus dem Bettchen, als habe er eine glühende Herdplatte berührt. Die Oberschwester stand mit in die Hüften gestützten Händen an der Tür und funkelte ihn an. Ein Wunder, dass sie nicht kreischend auf ihn losfuhr, um mit den Krallen ihrer Fingernägel sein Gesicht zu zerkratzen.

»Ich habe nur die Decke etwas gerichtet«, sagte er lahm.

»Sie haben hier nichts zu richten. Sie haben hier überhaupt nichts zu suchen. Dies ist die Säuglingsstation und Sie sind ein ... Mann.« Vermutlich hatte sie erst Veränderter sagen wollen.

»Ich habe sie mit auf die Welt geholt«, sagte Gideon. Immerhin war er nicht einfach nur ein Mann. Er war Arzt, Doktor der Medizin. Dies sollte ihm wohl gestatten, sich in einem Krankenhaus weitgehend frei zu bewegen.

Auf das Gesicht der Schwester schlich sich so etwas wie ein Lächeln. »Ihre erste Geburt?«, fragte sie. Plötzlich klang sie gar nicht mehr böse, sondern eher als faszinierte sie die Begegnung mit einem männlichen Geschöpf, das einer so zutiefst weiblichen Tätigkeit wie dem Gebären hatte beiwohnen dürfen.

Gideon nickte. »Ja.«

»Aber jetzt müssen Sie dennoch gehen.« Sie trat zur Seite und wies mit einer Hand in Richtung Tür.

Gideon beeilte sich hinauszukommen. Er konnte nur hoffen, dass er genug Energie in den kleinen Körper hatte senden können. Als er zurückgezuckt war, begann das Herz gerade, sich auszu dehnen. Die Entwicklung würde nicht sofort zum Stillstand gekommen sein, aber er besaß natürlich keinen Einfluss mehr auf ihren Verlauf. Alles lag in der Hand der Natur und des Äthers.

Am nächsten Morgen lief Gideon Bartholomäus Fuchs über den Weg, einem Arzt, der ebenfalls erst seit ein paar Monaten an der Landefrauenklinik arbeitete. Er war promovierter Facharzt für Chirurgie sowie einen ganz neuen Zweig der Medizin: Ätherdiagnostik. Außerdem im gleichen Alter wie Gideon. Ein schlaksiger Kerl, der Reste der Jugendakne im Gesicht herumtrug und deshalb verzweifelt versuchte, sich einen Bart wachsen zu lassen, was seine blonden Haare, die wie eine Bürste auf seinem Kopf wirkten, jedoch zu einem langfristigen Unternehmen werden ließen. So wirkte es also, als wäre er am Morgen nicht dazu gekommen, sich zu rasieren.

Bartholomäus hatte die kleine Lisa am Tag zuvor gemessen und gewogen, da er Bereitschaftsdienst hatte schieben müssen. Jetzt trat er Gideon auf dem Gang in den Weg, legte den Kopf schief und betrachtete ihn, als sei er nicht sicher, was für ein Geschöpf er da vor sich habe.

»Guten Morgen«, grüßte Gideon dennoch höflich.

»Morgen.« Bartholomäus nickte und sagte unvermittelt: »Ist die Natur nicht voller Wunder und Seltsamkeiten?«

»Vermutlich.« Gideon versuchte, sich an dem jungen Mann vorbeizuschieben, aber dieser hielt ihn am Arm zurück.

»Dieses kleine Mädchen, Sie erinnern sich sicher ...«

»Was ist mit ihr?«

»Es geht ihr ausgezeichnet. Ist schon ein echtes Wunder. Gestern klang ihr Herzschlag wie ein eingeschlossener Schmetterling und heute Morgen pocht da in ihrer Brust ein Hammerwerk. Ätherbetrieben, vermute ich.« Er neigte erneut den Kopf wie ein Sperling, der einen Brotkrumen beäugt.

»Was soll das heißen?«

»Die Oberschwester sagte, Sie wären gestern noch einmal bei ihr gewesen.«

»Ich habe nur kurz nach ihr geschaut.« Gideon fühlte, dass er sich verteidigen wollte, obwohl es keinen Grund gab, sich diesem

Kollegen gegenüber zu rechtfertigen. Sie standen in der Hierarchie der Klinik auf der gleichen Stufe.

Und er hatte nichts weiter als haltlose Behauptungen. Selbst wenn man der kleinen Lisa den Brustkorb öffnete, würde man nichts weiter finden als ein kräftiges Herz. Seine Erfahrung mit den Organen, die er früher beeinflusst hatte, lehrte ihn, dass der Äther keine Spuren hinterließ. Die Organe wurden nicht grün, nicht einmal Schlieren oder Flecken ließen sich entdecken.

»Ich verstehe nicht, worauf Sie hinauswollen«, sagte er.

»Auf nichts, Herr Kollege, auf nichts. Ich finde es nur beachtenswert, wie phantastisch die Natur ist. Gestern noch rang dieses kleine Mädchen mit dem Tod und heute, so scheint es, ist sie mit einer Konstitution gesegnet, die ihr ein langes Leben verspricht. Spontanheilung eines verkümmerten Herzens. Ich sollte einen Artikel dazu verfassen.«

»Tun Sie, was Sie nicht lassen können«, erwiderte Gideon.

»Ich könnte einen Arzt erwähnen, der – wie soll ich sagen – magische Hände besitzt.« Bartholomäus lächelte auf eine Weise wie das Tier, dem er seinen Nachnamen verdankte, wenn es durch die offene Klappe eines Hühnerstalls trat.

»Und Sie glauben wirklich, jemand würde Ihnen diesen Unfug abnehmen?« Gideon straffte sich und versuchte, überlegen wie ein Oberarzt auszusehen, vor dem ein schlecht vorbereiteter Prüfling steht.

»Man weiß nie«, erwiderte sein Gegenüber. »Und Chefärzte sind wie Unwetter. Schwer vorhersehbar in der Stärke und Richtung ihres Zorns. Manchmal fällen sie unverständliche Entscheidungen. Junge Ärzte, die eine glänzende Zukunft vor sich haben könnten, werden vom Olymp gestoßen.«

»Was wollen Sie von mir?«, fragte Gideon geradeheraus.

»Ihnen helfen. Nichts braucht ein junger Arzt so sehr wie einen Freund, der ihn auf seinem Weg nach oben unterstützt.«

»Da haben Sie zweifellos recht, Herr Kollege.« Wenn es sein musste, konnte Gideon durchaus auch ein Speichellecker sein. Er

wollte seine Karriere nicht aufs Spiel setzen, nur weil er einem Mädchen hatte helfen wollen und eine Schwester und ein Arzt neugierig waren.

»Ich sage Ihnen was, Doktor Bayer. Auf uns beide wartet eine steile Karriere. Jemand mit Ihren Fähigkeiten gehört in die Forschung. Äther und Medizin sind ein weitgehend unerschlossenes Gebiet. Und ein kluger Wissenschaftler erinnert sich im richtigen Augenblick an jene, die ihn auf seinem erfolgreichen Weg begleitet haben. Denken Sie nicht?«

»Oh doch, bestimmt«, erwiderte Gideon tonlos.

Ihm war noch immer nicht völlig klar, was sein Gegenüber von ihm erwartete. Protektion? Er selbst war doch nur ein unbedeutendes Rädchen im Getriebe der Landesfrauenklinik, die seit ein paar Jahren zur Medizinischen Akademie gehörte, und Fuchs hatte seine Promotion mit Auszeichnung abgeschlossen. Er konnte viel eher selbst einen anderen beim Fortkommen unterstützen. Gideon vergab keine Forschungsprojekte. Er steckte ja nicht einmal selbst in einem. Er wusste nicht einmal, ob er das wollte. Wobei ...? Wenn er an seine Experimente mit seiner Fähigkeit dachte, so musste wohl doch der Geist eines Wissenschaftlers in ihm schlummern.

»War ein interessantes Gespräch«, sagte Bartholomäus.  
»Aber jetzt muss ich weiter. Mein Chef reißt mir sonst den Kopf ab, weil ich zu spät zur Morgenvisite erscheine.« Er setzte wieder dieses Lächeln eines Raubtiers auf und ging.

Gideon sah ihm voller Zweifel nach.

## **Berlin, Amt für Ätherangelegenheiten, Forschungsabteilung, 2. Januar 1962**

»Meine Herren, oh ... und meine Dame, wir sind uns gewiss einig, dass ungeachtet einiger Rückschläge weitere Untersuchungen des Äthers von entscheidender Bedeutung für die Entwicklung in unserem Land sind.«



Doktor Georg Kastenpfennig, seines Zeichens Vorsitzender des Forschungsrates des Amtes für Ätherangelegenheiten und außerordentlicher Professor für mechanische Effekte des Äthers, sah in die Runde seiner Kollegen, die zu neunzig Prozent aus gesetzten Herren wie ihm selbst bestand, keiner jünger als vierzig, die meisten älter als fünfzig. Bärte bestimmten die Runde, als seien sie eine unabdingbare Voraussetzung für erfolgreiche Ätherforschung. Doktor Kastenpfennig nannte einen vorbildlich gewachsenen, an den Enden dolchspitzen Schnurrbart sein Eigen, der ihm unter den Studenten den Namen ›Poirot‹ eingebracht hatte, in Anspielung auf einen aus den Büchern der englischen Schriftstellerin Agatha Christie bekannten Detektiv.

Wie um die Regel zu bestätigen, gab es die verbleibenden zehn Prozent. Sie waren bartlos, jung und weiblich. Fräulein Doktor Sybille Trautmann gehörte seit einem halben Jahr dem Gremium an und hatte sich inzwischen daran gewöhnt, bei der Begrüßung zunächst übersehen zu werden. Das war in höchstem Maße peinlich, denn von allen Mitgliedern des Forschungsrates wies sie trotz ihres Alters die höchste Anzahl an Veröffentlichungen in einschlägigen Fachblättern auf. Sie verfügte über Beziehungen zu Wirtschaftsunternehmen und galt dem Leiter des Amtes als DIE ZUKUNFT. Aber die Herren links und rechts an ihrer Seite hielten sie nach wie vor für eine vorlaute Göre, die sich in den Kreis ehrwürdiger Wissenschaftler gedrängt hatte. Dies mochte unter anderem ein Grund sein, der diese außerplanmäßige Besprechung notwendig machte. Der Leiter des Amtes hatte Doktor Kastenpfennig zusammengefaltet und dieser wollte einen Teil der ihm verpassten Zigarre jetzt weitergeben.

»Es geht nicht an, dass wir Jahr um Jahr mehr von unserem Forschungsvorsprung einbüßen, den die Gründerväter des Amtes einst geschaffen haben. Deutschland, meine Herren ... und meine Dame, war einst führend im Bereich der Ätherforschung, aber inzwischen sehen wir den anderen Nationen ausschließlich hinterher. Das würde noch angehen, wenn es nur darum ginge, leere

Fässer in den Weltraum zu schießen, wie die Russen es getan haben. Auch wenn die Amis deshalb Gift und Galle spucken. Es geht auch nicht darum, Denkmachines zu bauen, die den Studenten die Arbeit abnehmen. Wir können noch immer selbst Eins und Eins zusammenzählen. Dafür brauchen wir den Äther nicht. Aber, und hier lauert die Gefahr, wir sind seit vielen Jahren im Bereich militärischer Entwicklungen zurückgefallen. Selbst unsere französischen Nachbarn besitzen inzwischen Ätherwaffen ungeahnter Zerstörungskraft.«

»Wir sind inzwischen Verbündete«, wandte Fräulein Trautmann ein.

Doktor Kastenpfennig blickte sie an, lächelte schief und nickte. »Natürlich, aber das darf uns nicht blind für die Gefahr machen. Der Russe ist jederzeit bestrebt, sein Reich auszudehnen. Das ist bekannt.«

»Das ist Blödsinn«, zischte Fräulein Trautmann, aber Kastenpfennig hörte sie nicht. Ihr Nachbar, Doktor Walther, sah sie stirnrunzelnd an. Er war das älteste Mitglied des Rates, Vollbartträger und der unverrückbar feststehenden Überzeugung, Veränderungen gehörten unter Aufsicht gestellt. Die junge Dame an seiner Seite hielt ihn nicht für einen Wissenschaftler, sondern für ein abschreckendes Beispiel. Seine Reaktion verwunderte und störte sie nicht.

»Wir brauchen«, sagte Kastenpfennig gerade, »einen Wissenschaftszweig, der uns die Möglichkeit schafft, endlich wieder führend zu werden.«

Sybille lehnte sich zurück, um nachzudenken. Automatisch ließ sie den Blick durch den Raum schweifen. Der hohe mit grüngoldener Tapete bespannte Raum mit dunkler, Holzgetäfelte Decke weckte in ihr Erinnerungen an Museums- und Schlossbesuche mit ihrer Mutter. Für sie strömte Langeweile aus den Wänden, die mit den Bildern verstorbener Würdenträger des Amtes behängt waren. In so einem Raum konnten nur endlose Diskussionen um die Rolle der Bedeutung stattfinden, keine erfolgreiche

wissenschaftliche Arbeit. Die verknöcherten Alten links und rechts von ihr passten hier hinein, aber sie gehörte in das lichtdurchflutete Labor im Südflügel des Gebäudes, wo so viel Energie aus den Ätherbehältern strömte, dass sie jede Muskelfaser der Mitarbeiter durchdrang. Dort stellte niemand Fragen nach neuen Forschungsaufgaben, sondern man packte diese an.

Sybille schreckte auf, als Kastenpfennig sie direkt ansprach.

»Veränderte«, stieß sie den ersten Gedanken hervor, der ihr durch den Kopf schoss.

»Fräulein Trautmann, würden Sie uns bitte erleuchten, was Sie mit diesem Wort ausdrücken wollen?« Kastenpfennig lächelte jovial. So sah er vermutlich einen Studenten an, der eine unvollständige Antwort gegeben hatte. Er galt nicht als Mann der großen Donnerwetter, seine Spezialität waren die Stiletstiche der Ironie.

»Mehr als sechzig Jahre lebt die Welt jetzt mit dem Äther und den Veränderungen, die er bei Menschen, aber auch bei Tieren auslöst. Wir haben sogar Götter über die Erde wandeln sehen. Aber niemand auf der weiten Welt ist bisher in der Lage, diese Veränderungen zu erklären, von der Möglichkeit, sie zu steuern, wollen wir gar nicht reden.«

»Wer interessiert sich schon für Verdorbene«, knurrte Doktor Walther neben ihrem linken Ohr.

Sie wandte den Kopf und bedachte ihn mit einem Blick, der eigentlich seinen Herzschrittmacher hätte anhalten müssen. »Veränderte«, sagte sie betont, »bieten ungeahnte Möglichkeiten, wenn wir erst verstehen, woher die Veränderungen kommen, nach welchem Muster sie entstehen, wie man sie gezielt hervorgerufen und vielleicht sogar wieder rückgängig machen kann. Der verehrte Kollege«, sie deutete auf Walther, »hat gerade ein gutes Beispiel dafür geliefert, warum die Forschung auf diesem Gebiet seit Jahrzehnten stagniert. Auch heutzutage fürchten sich die Menschen vor den Veränderten. Das ist eine Einstellung, die endgültig auf den Müllhaufen der Geschichte gehört, meine Herren.«

»Mmh.« Kastenpfennig zwirbelte seinen Bart. »Was schlagen Sie vor?«

»Wir sollten eine eigene Forschungsabteilung gründen. Ätherbiologie. Noch haben wir es in der Hand, die Ersten zu sein, die auf diesem Weg voranschreiten. Obwohl ich vermute, dass die Amerikaner bereits in geheimen Laboren Experimente durchführen.«

»Sie erinnern sich sicherlich daran, dass ich von militärischer Forschung sprach«, sagte Kastenpfennig. »Wie soll Ihre ... Ätherbiologie dabei nützen? Mir scheint das eine Gedankenspielerei zu sein. Interessant, wenn wir einmal genug Geld zur Verfügung haben, aber nicht, solange wir auf Mittel aus der Staatskasse und Spenden der freien Wirtschaft angewiesen sind.«

»Denken Sie einmal an die Möglichkeiten: Menschen, die unter Wasser atmen können, kugelsichere, vor Ätherangriffen gezeigte Soldaten, Kämpfer mit besonderen Kräften, schneller, reaktionssicherer, sprunggewaltiger, vielleicht sogar flugfähig. Menschen, die Gedanken anderer lesen oder gar kontrollieren können. Mit einem Wort: Supersoldaten!«

Sybille wusste, dass einige ihrer ehemaligen Studienkollegen sie für diese Rede steinigen würden, wären sie im Raum. Aber sie war eine Frau. Sie konnte sich keine Skrupel erlauben, wenn sie in der Welt der Wissenschaft vorankommen wollte. Und das wollte sie. Keiner dieser altherwürdigen Professoren würde länger auf sie herabsehen, als sei sie ein Kind, das sich in den Ratsaal verlaufen hatte, wenn sie einen Forschungszweig etablieren konnte, der nicht nur neu, sondern auch erfolversprechend war.

Im Grunde hatte Kastenpfennig recht. Zwanzig Jahre war es her, das zum letzten Mal ein Mitglied des Amtes für Ätherangelegenheiten den Nobel-Rosenherz-Preis überreicht bekommen hatte. Seitdem teilten die Russen und die Amerikaner die begehrte Auszeichnung für besondere Leistungen auf dem Gebiet der Ätherforschung unter sich auf. Deutschland fiel Jahr um Jahr weiter zurück. Kluge Köpfe flogen über den Atlantik und kehrten

nicht zurück. Und die mit Flugangst nahmen einen Zug nach Osten oder ein Schiff.

Das Amt für Ätherangelegenheiten war selbst durch den Äther verändert worden. Von einer schlanken Behörde mit wenigen Büros voller junger und dynamischer Mitarbeiter, die sich mit Enthusiasmus auf die neue Herausforderung des beginnenden Jahrhunderts stürzten, war es zu einem Moloch der Stempel und Formulare geworden. Es fraß Energie und Ideale und spie Eintönigkeit und Desinteresse aus. Insofern glich es genau dem Bild, das man in ausländischen Satirezeitschriften von einem deutschen Amt zeichnete.

Sybille hatte sich dennoch hier in Deutschland beworben, denn sie wollte ihre Mutter nicht im Stich lassen. Seit sie sieben Jahre alt war, seit dem Tag an dem ihr Vater verschwand, führte ihre Mutter den Haushalt allein. Sie hatte sie großgezogen, ihr bei den Hausaufgaben geholfen, die Studiengebühren bezahlt. Sie konnte ihre Mutter nicht im Stich lassen, jetzt da diese selbst Unterstützung benötigte. Ehe Sybille nicht genug verdiente, um eine Haushaltshilfe einzustellen, würde sie nicht ins Ausland gehen. Aber für ein solches Salär benötigte sie eine Leistung, die ihre bisherige Forschungsarbeit weit in den Schatten stellen musste.

Sie hatte Ätherphysik und Mechanik studiert. Während des Studiums und in den letzten Jahren im Amt konstruierte und vervollkommnete sie Maschinen und Apparate zur Äthergewinnung und -verdichtung. Ihre Promotion trug den Titel »Vorrichtung zur Messung der Masseveränderung im Ätherfeld«.

Leute, die von Physik nichts verstanden, verwechselten das gern mit dem Bau einer Waage. Aber eine Waage maß das Gewicht eines Körpers. Sie wollte jedoch die Masse bestimmen, die völlig unabhängig davon in jedem Körper, jedem Atom eingeschrieben war, unbeeinflusst davon, ob er sich auf der Erde, dem Mond oder sonst irgendwo im Universum befand. Diese Masse wurde durch Äther verändert. In einer so geringen Größenordnung, dass man diese Änderung auf der Erde im alltäglichen

Leben nicht wahrnahm. Aber doch groß genug, dass inneratomare Prozesse leicht verändert vorlagen und sich deshalb Stoffe in einer Ätherumgebung anders verhielten als außerhalb.

Sybille vermutete, dass ein Teil der Veränderungen sich durch diese Eigenschaft des Äthers erklären ließ. Aber mehr als Vermutungen gab es nicht.

Sie gehörte zu den Menschen, die glücklich waren, dass der Äther in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr den Priestern und selbsternannten Magiern und Wundertätern aus der Hand genommen worden war. Nicht jeder teilte ihre Ansicht, aber, so viel stand fest, wenigstens in dieser Hinsicht befand sie sich mit den Herren am Tisch im Einklang.

»Ich werde Professor Doktor Zühlke Ihren Vorschlag unterbreiten«, sagte Kastenpfennig und unterbrach ihre Gedanken. Er schaute in die Runde. »Gibt es weitere Vorschläge?«

Schweigen antwortete. Die Ratsherren schauten demonstrativ auf ihre Unterlagen und raschelten mit den Papieren, als sei darin eine Lösung verborgen.

Viel würde nicht mehr kommen, dachte Sybille bei sich. Wahrscheinlich kam Maier mit seiner immer wieder vorgebrachten Theorie der Ätherfeinstrahlung, die er weder begründen noch beweisen konnte, für deren Erforschung er aber jedes Jahr ein großes Budget beantragte. Und Pendergast würde sich über Ätherröhren auslassen. Eine Technologie, die weder neu noch zukunftsweisend war und nach Sybilles Meinung irgendwann in den nächsten zehn Jahren durch etwas Besseres ersetzt werden würde. Von diesen Dinosauriern ging nach Sibylles Meinung keine Gefahr für ihr Projekt aus, das Budget war ihr so gut wie sicher.

## **Magdeburg, Domplatz, 16. Januar 1962**

Eisiger Wind pffiff über die freie Fläche und blies der etwa hundertköpfigen Gruppe von Menschen ins Gesicht, die vor der

notdürftig zusammengezimmerten Bühne standen und zu dem Redner hinaufblickten, der mit kräftiger Stimme seinen Zorn in die kalte Winterluft entließ. Hinter ihnen erhob sich der gotische Dom in den Himmel. Die barocken Häuser rechter Hand warteten auf eine Instandsetzung, links kündete eine von einem Bauzaun umgebene Brache von den Bemühungen, die Schäden der Katastrophe rückgängig zu machen, die die Stadt vor siebzehn Jahren ereilt hatte. Die Straßen und Plätze wieder aufzubauen, erwies sich als deutlich problemloser, als die Schäden in den Seelen der Einwohner zu reparieren.

Bei dem Redner handelte es sich um Felix Horstmann, einen Mann von nicht ganz dreißig Jahren mit beginnender Stirnglatze und den Augen eines Fanatikers. Er gehörte zu den Gründungsmitgliedern einer neuen Bewegung, die sich das erklärte Ziel gesetzt hatte, jegliche Forschung an Äther in Deutschland zu unterbinden. Wenn er sprach, hielt er die Hände, bis auf einige sparsame Gesten, um einzelne Sätze zu betonen, eng am Körper, als habe ihm jemand Habachtstellung befohlen. Er besaß eine volltönende Stimme, jedoch schlichen sich immer wieder hohe Kieker in seine Rede, wenn die Gefühle ihn mitrissen. So wie in jenem Moment.

»Die Einwohner dieser Stadt können und werden nicht vergessen, was der Äther angerichtet hat. Wäre es nicht so, dass sie täglich Veränderten begegnen müssen, die die Elbe hervorgebracht hat, dann gäbe es immer noch die Spuren der Verwüstung durch die Lindwürmer.« Mit der getragenen wirkenden, raumgreifenden Geste eines Predigers deutete der junge Mann über die Köpfe der Zuhörer hinweg auf die Ruinen rund um den Platz. Längst waren sie nicht alle beseitigt und durch Neubauten ersetzt worden.

»Wie viel muss noch passieren, ehe die Menschheit endlich begreift, dass es ihr nicht zusteht, mit den Kräften des Äthers zu spielen? Das Militär mit skrupellosen Wissenschaftlern als Handlanger tragen die Schuld daran, dass diese schöne Stadt vor

siebzehn Jahren in Schutt und Asche zerfiel! Wo war das Amt für Ätherangelegenheiten, als das Futter für die Lindwürmer in der Letzlinger Heide knapp wurde? Wo waren diese Beamten, als die Biester sich aufmachten, um sich selbst zu versorgen? Hat man plötzlich vergessen, dass man es mit einer intelligenten Spezies zu tun hatte? Oder wollte man die Angriffsfähigkeit einer solchen Kohorte testen?« Bei jeder Frage steigerte Felix die Lautstärke seiner Worte.

Schließlich musste er Luft holen. Er strich sich über den Kopf als wolle er eine zerzauste Tolle zur Ordnung rufen, wo heute jedoch ein Igelschnitt herrschte, und schaute mit stierem Blick auf seine Zuhörer, die wie gebannt an seinen Lippen hingen. Schließlich setzte er seine Tirade fort.

»Wir alle hier kennen das Ergebnis. Magdeburgs gesamte Innenstadt wurde verheert, als sei ein Bombenhagel auf uns niedergegangen. Tausende Menschen kamen um, zehntausende wurden verletzt, verloren ihr Obdach. Aber es scheint, als habe keiner in der Regierung aus diesen Fehlern gelernt. Noch immer wird mit Äther experimentiert. Noch immer wird davon gefaselt, man habe alles im Griff.« Er schüttelte kurz die Fäuste in Richtung des Sitzes der Landesregierung an der der Elbe zugewandten Seite des Platzes.

»Ich weiß, dass es in den letzten Jahren viele Entwicklungen gegeben hat, die den Anschein erwecken, der Äther sei für uns Menschen ein Segen und kein Fluch«, sprach er ruhiger weiter. »Viele von euch fahren einen modernen Wagen mit Äthereinspritzung, manche gar einen mit reinem Ätherantrieb. Die Luftfahrt scheint ohne Äther geradezu undenkbar. Die ersten Flugkörper wurden in den Orbit außerhalb der Atmosphäre geschossen. Aber ich frage euch: Was nützt das alles, wenn der Äther weiter Menschen verändert, verstümmelt?« Felix schüttelte den Kopf. Für einen Augenblick wirkte er in sich gekehrt, so als schaue er durch ein Fenster in eine andere Welt oder Zeit. »Versteht mich nicht falsch. Veränderte sind arme Kreaturen. Sie



verdienen unser Mitgefühl, nicht unseren Hass. Aber dennoch muss das aufhören. Niemand weiß wirklich, was Æther ist, was er kann.«

Gemurmel erfüllte den Platz.

»Ja, ich weiß, was ihr sagen wollt. Die Wissenschaft arbeitet daran, hat schon viele Geheimnisse gelüftet. Aber, liebe Freunde, zu welchem Preis? Denken wir in diesen Stunden der Rückschau nicht nur an unsere Stadt, denken wir an Köln, das zu Beginn des Jahrhunderts mit lebenden Leichen zu kämpfen hatte, denken wir an Prag und Dresden, die heute ebenfalls nicht mehr die Städte sind, die sie vor hundert Jahren einmal waren. Und nein, es hat sich nichts zum Besseren gewendet. Wir müssen - hört ihr mich? - müssen diese unsägliche Entwicklung endlich stoppen! Sagen wir der Politik und dem Amt den Kampf an!«

Er schüttelte erneut eine Faust in der Luft und rief: »Contra Viridis! Contra Viridis!« Die Menge stimmte ein.

Der junge Mann sah sich das Schauspiel zu seinen Füßen eine weitere Minute lang an, dann verließ er seinen Platz am Mikrofon, wandte sich ab und verschwand hinter der Bühne.

»Gut gemacht, Felix«, sagte eine Frau, die von der Seite her zu ihm trat. Sie war um die Fünfzig, trug streng zurückgebundenes Haar und eine Brille mit dunklen Gläsern.

Gerlinde Eberhardt war wie er Gründungsmitglied der Contra-Viridis-Bewegung, die seit einigen Jahren gegen die Nutzung von Æther mobilmachte. Jedes seiner Worte dort oben auf dem Podium entsprach aus tiefstem Herzen seiner Überzeugung.

Man durfte, so glaubte Felix, den Wissenschaftlern nicht vertrauen. Sie waren allesamt Sklaven der Regierung, Speichellecker, die alles und jedes bewiesen, wenn die Politiker es von ihnen verlangten. Sie redeten negative Folgen des Æthers konsequent klein, bauschten dafür Erfolge umso stärker auf.

Am schlimmsten waren die Leute vom Amt für Ætherangelegenheiten. Er vermeinte, diese gingen für die Erfolge mit Æther über Leichen, wenn sie sich nicht gerade mit Dragonermeister

feierten. Er wollte gar nicht wissen, was in den geheimen Laboren des Amtes vor sich ging. Vermutlich bastelten sie an einer Superbombe, um die ganze Welt in die Luft zu sprengen.

Inzwischen redete Eberhardt. Sie verstand es, aus der Begeisterung, die er erzeugte, Mittel herauszuschlagen. Bei der nächsten Wahl zum Reichstag wollten sie als Partei antreten. Aber dafür benötigten sie Geld. Wenn man wahrgenommen werden wollte, musste man im Radio für sich werben, musste in jeder Stadt präsent sein, mit Mitgliedern, aber auch mit Plakaten. Man musste die Werbetrommel rühren, bis die Leute endlich verstanden, dass es wahren Fortschritt nur ohne Äther geben konnte. Zuallererst musste dessen Produktion eingestellt werden.

Vor zehn Jahren - er war im Grunde ein dummer Junge gewesen - hatte er versucht, mit selbstgebastelten Sprengsätzen gegen Fahlberg-List vorzugehen, den größten Ätherproduzenten in Sachsen-Anhalt, ja, in ganz Mitteldeutschland. Als er am nächsten Tag davon las, dass ein Mitarbeiter der Firma einen Arm verloren hatte, ein Vater von drei Kindern, trafen ihn Schuldgefühle wie Peitschenhiebe. Er hatte den Äther stoppen, aber doch keinen Menschen verletzen wollen. Gerade darum wollte er ja diesen Irrsinn beenden, damit nicht länger Menschen verletzt, in Veränderte gewandelt wurden.

Also verlegte er sich darauf, Flugblätter an der Technischen Hochschule zu verbreiten, an der er gerade mit dem Studium der Physik begonnen hatte. Die meisten hießen ihn einen Idioten, wenn angesichts seines Studienfaches ausgerechnet er vom Äther als eine Sackgasse faselte. Aber er fand die ersten Verbündeten.

Gerlinde Eberhardt, Philosophin und Schriftstellerin, stieß im folgenden Jahr zu ihnen. Sie hatte bereits zuvor Traktate verfasst, die sich mit den Gefahren des Äthers beschäftigten. Anfangs schien sie Felix eine Verändertenhasserin zu sein. Aber im Verlauf der langen Abende, die die Gruppe mit Diskussionen verbrachte, wandelten sich ihre Ansichten. Sie bewegte sich weg von: »Die

Veränderten müssen verschwinden.« hin zu: »Der Äther muss verschwinden.«

Nach Felix' Ansicht müssten die unsinnigen Summen, die für die Erforschung immer neuer Anwendungsmöglichkeiten des grünen Fluchs ausgegeben wurden, stattdessen dafür verwendet werden, herauszufinden, wie man ihn bannte und seine weitere Verbreitung verhinderte. Wenn man dafür so viel Geld investieren würde, musste es doch möglich sein, wieder normale Flüsse und Seen zu haben und nicht solche, über denen sich grüne Schwaden wie ein giftiger Dampfdom erhoben.

Felix fürchtete sich vor dem Äther. Ja, diese Tatsache verschwieg er. Es gab einen guten Grund für seine Angst. Er ruhte begraben am Grund seiner Erinnerungen.

Er war gerade sechs Jahre alt geworden, als sein Vater seine Mutter an die Elbe trug und hineinwarf, Tränen in den Augen und Flüche auf den Lippen. Sechs Jahre alt - zu jung, um das schreckliche Geschehen wirklich zu begreifen, aber alt genug, um es für immer im Gedächtnis zu bewahren. Seine Mutter hatte sich in nur einer Woche verändert. Erst fiel ihr das Gehen schwer. Ihre Beine wuchsen zusammen, gleichzeitig bildeten sich Schwimmhäute zwischen ihren Zehen und Fingern. Und schließlich entwickelte sie Kiemen. Sie bekam an Land immer weniger Luft.

An jenem Tag im Mai, als sein Vater in den frühen Morgenstunden ein Taxi rief, lag sie mit Entsetzen in den Augen da und öffnete und schloss in dem verzweifelten Versuch zu atmen immer wieder den Mund.

Er sah auch viele Jahre später träumend in manchen Nächten seinen Vater an der Wohnungstür stehen, Mutter im Arm. Aus dem Nachthemd, welches sie trug, ragte unten ein Fischschwanz hervor, schuppig und vermutlich glitschig. Für einen Moment hatte er sich vor seiner eigenen Mutter geekelt. Aber dann sah er die Angst im Blick seines Vaters und sie übertrug sich auf ihn.

Und diese Angst hatte Felix in all den Jahren nie losgelassen. Sie begann, sein Denken und Handeln zu bestimmen.

Sein Vater kündigte seinen Job bei Fahlberg-List, wo er und auch seine Mutter gearbeitet hatten. Sie war lediglich Buchhalterin gewesen, mit Äther bekam sie es nur auf Papier zu tun, jedenfalls sollten die Schutzeinrichtungen im Betrieb dafür sorgen. Und doch drang er zu ihr vor, verwandelte sie, nahm sie mit sich in die Nässe des Flusses.

Von jenem Tag an, an dem sie ihre Familie endgültig verlassen musste, fuhren er und sein Vater oft zur Hubbrücke, liefen dort bis zur Mitte und starteten in die Fluten, über denen sich die grünen Schwaden erhoben. Sein Vater atmete dabei stets so tief ein, als wolle er den Äther zwingen, in seinen Körper zu kriechen und ihn der Mutter hinterher zu schicken. Tränen liefen oft über seine stoppeligen Wangen. Seit sie nur noch zu zweit waren, vernachlässigte er die Rasur. Und auch sonst scherte er sich nur wenig um sein Wohlergehen. Schnaps wurde sein Begleiter, eine der vielen Kneipen im Arbeiterviertel Buckau sein zweites Zuhause.

Felix wurde älter und verstand, dass ihm der Äther die Mutter und damit auch den Vater geraubt hatte. Von jenem Tage an fürchtete er die grüne Substanz, mehr als alles andere auf der Welt. Mit den Jahren formte er aus dieser Furcht einen unveröhnlichen Hass auf den Äther und auf jene, die sich an ihm bereicherten. Er hoffte, Frieden zu finden, wenn diese Episode der Menschheitsgeschichte endlich nur noch in Büchern nachzulesen sein würde.

Er war zwölf, als die Lindwürmer kamen und Magdeburg in Schutt und Asche legten.

Der Winter 1944/45 war außergewöhnlich hart und kalt gewesen. Eis trieb in großen Schollen auf der Elbe. Jeder, der ein wenig gesunden Menschenverstand besaß, hätte sich denken können, dass Wesen von der Größe zweistöckiger Häuser mit einer Körpertemperatur von über vierzig Grad besonders unter diesen Bedingungen litten. Nicht so die Leute, die sich von Amts wegen mit der Zucht und Hege der Lindwürmer befassten. Und dann, jedenfalls munkelte man das, steckte sich jemand einen Teil des Geldes

in die Tasche, das eigentlich für Zusatzfuttermationen vorgesehen war. Natürlich wurde das dementiert. Niemand trug die Schuld ... Verkettung unglückseliger Zufälle ... menschliches Versagen ... Das Ergebnis blieb eine völlig zerstörte Stadt und unglaublich viele Tote.

Erst das Eingreifen des Reichsdrachens beendete die Orgie der Verwüstung. Natürlich bedeutete dies, dass Feuer mit Feuer bekämpfte wurde. Die Lindwürmer und der Drache lieferten sich eine erbitterte Schlacht über und in der Stadt. Den Menschen, die in Magdeburg wohnten, erging es wie Mäusen, die in den Revierkampf zweier Elefanten geraten waren. Sie konnten nur hoffen, nicht zertrampelt zu werden.

Hinterher schickte das Amt für Ætherangelegenheiten dutzende Untersuchungskommissionen nach Magdeburg und in die Letzlinger Heide. Man wendete buchstäblich jeden verkohlten Stein in der Stadt um, aber man fand natürlich nichts, um den oder die Schuldigen zu benennen. Dennoch wurde die Lindwurmzucht anschließend eingestellt.

Der Himmel oder eher die Hölle mochten wissen, woran die Militärs zurzeit forschten, um den Æther für ihre niederen Ziele zu missbrauchen. Felix kämpfte, um auch diesen Wahnsinn zu stoppen. Für ihn gehörte im Grunde jede Nutzung des Æthers verboten. Die Forschung sollte ihn bekämpfen, bannen, in die Flüsse zurückschicken, und nicht untersuchen, zerlegen, in Maschinen pferchen und überall verbreiten. Das Grün musste verschwinden, darum nannten sie sich Contra Viridis.

## **Berlin, Amt für Ætherangelegenheiten, Forschungsabteilung, 26. Januar 1962**

»Setzen Sie sich.« Professor Doktor Zühlke, Leiter des Amtes für Ætherangelegenheiten, deutete auf den Stuhl vor seinem Schreibtisch. »Sie haben sich auf einen Posten in der neu gegründeten

Sektion Ätherbiologie unserer Forschungsabteilung beworben. Warum?«

»Es scheint mir eine vielversprechende Stoßrichtung der Entwicklung zu sein«, sagte Bartholomäus Fuchs und schaute den Professor leutselig an, als erwarte er, für diese Antwort über den Kopf gestreichelt zu werden.

»In der Tat, das ist sie.« Der Professor schlug die Mappe mit den Bewerbungsunterlagen auf. »Sie haben Medizin studiert und ihre Promotion summa cum laude absolviert. Sie könnten vermutlich auch in der Charité arbeiten, wenn es unbedingt die Reichshauptstadt sein muss. Ihnen ist klar, womit Sie sich beschäftigen werden?«

»Ich nehme an, es geht um Veränderte. Wie sie entstehen. Wie man sie verhindern, vielleicht gar heilen kann.«

»Wir arbeiten im Auftrag der Regierung«, erwiderte Professor Zühlke.

»Also geht es auch um militärische Forschung?«

»Ich muss Sie bitten, das hier zu unterschreiben, ehe ich weiterspreche.« Der Professor nahm mit einer offensichtlich oftmals geübten Bewegung ein Blatt aus einem Schubkasten, legte es vor sich hin und schob es mit einer Hand über die Schreibtischplatte, wobei er es gleichzeitig so drehte, dass sein Gegenüber es lesen konnte. »Das verpflichtet Sie auch zur Geheimhaltung, falls wir uns nicht einig werden.«

Bartholomäus las, nickte, griff nach dem Stift, den ihm der Professor hinhielt, und unterschrieb. Dann schob er das Blatt zurück. »Also, worum geht es?«

»Unser Ziel ist die Beeinflussung des menschlichen Körpers mit Äther, um gezielt wünschenswerte Veränderungen hervorzurufen.«

»Sie wollen Supersoldaten züchten?«

»So bezeichnen wir das nicht. Nein, wir wollen wissen, wozu der Äther fähig ist, wie die Veränderung funktioniert, ob und wie

man sie steuern kann. Dazu brauchen wir natürlich auch fähige Mediziner.«

»Ja, das verstehe ich.« Bartholomäus lächelte.

Er wusste ganz genau, warum er hier saß. Er wusste auch, dass er eine entscheidende Bitte vorbringen musste. Vor einem halben Jahr hatte eine Veränderte ihm prophezeit, er würde teilhaben an der Umgestaltung der Welt. Eine Grünhand kreuze seinen Weg. Ein Mann, der die Medizin in neue Bahnen lenken werde. Diesen Mann solle er zum Amt führen. Eines Tages würden deshalb seine Worte die Zeitungen füllen. Nach dieser Prophezeiung war die Frau gestorben.

Erst hatte er die ganze Geschichte nicht geglaubt. Fieberphantasien einer Sterbenden, dachte er. Aber als er diesem Doktor Bayer über den Weg lief und erkannte, was dieser mit einem Neugeborenen angestellt hatte, da wusste er, wer dieser mysteriöse Fremde war.

Später las er die Ausschreibung des Amtes für Ätherangelegenheiten und wusste endgültig Bescheid. Sein Schicksal lag wie ein offenes Buch vor ihm. Er musste nur hier angenommen werden und später Bayer zu seinem Assistenten bestimmen. Dieser wusste im Moment vielleicht nicht, was er wirklich tat und wie er es bewerkstelligte, aber sie würden es herausfinden. Ein Mann, der Organe reparierte, während sie sich noch im Körper befanden, stellte gewiss jemanden dar, der in der Lage war, die Welt zu verändern. Zumindest die Welt der Medizin.

»Da das geklärt ist, stelle ich Ihnen jetzt die Leiterin der Forschungsabteilung vor«, sagte der Professor.

Leiterin? Das war ungewöhnlich. Vermutlich eine verknöcherte Alte mit Damenbart und Haaren auf den Zähnen.

Zu Bartholomäus großer Überraschung stellte die junge Dame, die nach einem Telefonat Zühlkes wenig später den Raum betrat, das glatte Gegenteil seiner Vorstellungen dar. Sie war nicht älter als er selbst, schlank, gerade gewachsen und trug einen leicht überheblichen Ausdruck im Gesicht, der durch ihr etwas

vorspringendes Kinn noch unterstrichen wurde. Dieses Kinn stellte den einzigen Makel dar, wenn man dies überhaupt so nennen wollte. Man konnte ebenso gut sagen, es verlieh ihr Charakter. Ihre Augen waren hell, die Nase klein und gerade gewachsen, die Haare lang, glatt frisiert und schwarz mit einem bläulichen Schimmer. Ihre Körperformen sorgten gewiss dafür, dass mancher Mann sich auf der Straße umwandte, um einen zweiten Blick zu erhaschen.

Von dieser Dame hatte die Hellseherin nichts erwähnt. Sie allein wäre Grund genug gewesen, sich hier beim Amt zu bewerben.

»Fräulein Doktor Trautmann – Herr Doktor Fuchs«, stellte Zühlke vor.

Die Dame nahm an der Seite des Schreibtisches Platz und musterte den Bewerber. Es schien Bartholomäus, als kniffe sie dabei die Augen leicht zusammen. In ein paar Jahren würde sie vermutlich eine Brille brauchen, aber auch dann sähe sie hinreißend aus. Davon war er überzeugt. Er wusste genau: Er musste sie haben.

Zühlke schob Fräulein Trautmann die Bewerbungsunterlagen zu, diese warf nur einen kurzen Blick hinein.

»Welche Erfahrungen haben Sie mit Menschen, die vom Äther verändert wurden?«

Bartholomäus schilderte einige Fälle, die ihm in der Landesfrauenklinik untergekommen waren.

»Wie war Ihre Einstellung zu diesen Patienten?«

»Ich bin Arzt. Es ist meine Aufgabe, allen Menschen zu helfen«, sagte Bartholomäus ohne Regung in der Stimme.

»Das war die Phrase fürs Protokoll. Was denken Sie wirklich?«

Himmel, die ließ sich nicht so einfach abspesen. »Ich habe mir nie groß Gedanken gemacht. Es gibt viel zu viel zu tun, als dass wir uns auch noch mit dem Pflegen von Vorurteilen aufhalten können.«

»Hier werden Sie mehr Zeit haben. Glauben Sie, dass es Ihnen schwerfallen könnte, mit Veränderten zusammenzuarbeiten?«



»Keineswegs.«

»Sie wissen natürlich, dass Sie draußen sind, wenn sie Ja gesagt hätten.« Sie fixierte ihn mit ihrem Blick. Es sah aus, als wolle sie ihn durchleuchten. »Wir werden hauptsächlich mit Veränderten arbeiten. Wir werden sie erschaffen. Natürlich beginnen wir mit Tierversuchen, aber früher oder später müssen wir Versuche an Menschen durchführen.«

Bartholomäus schaute von der Trautmann zu Zühlke. »Menschenversuche mit Æther« hörte sich nicht nach etwas an, was die Mehrheit der Deutschen gutheißen würde. »Glauben Sie, es werden sich genug Freiwillige finden?«

»Das lassen Sie unsere Sorge sein«, erwiderte der Professor.

»Wir haben schließlich nicht vor, die Probanden zu töten. Ehe wir mit diesen Experimenten beginnen, müssen wir durch Tierversuche absolut sicher sein, was wir erreichen, wenn wir Æther auf eine bestimmte Art und Weise einsetzen.« Fräulein Trautmann sprach sachlich wie in einer Konferenz.

»Ich bin Humanmediziner. Welche Aufgaben werden mir in den Tierversuchen zufallen?«

»Sie haben Sezieren gelernt. An Tieren. Oder nicht?«

»Doch, natürlich.«

»Wir müssen jede Veränderung protokollieren. Dazu wird es notwendig sein, Sektionen im großen Umfang vorzunehmen.«

Bartholomäus nickte. »Und später?«

»Werden Sie im Rahmen der Experimente medizinische Unterstützung leisten. Wir bemühen uns, ein Kollegium aus sehr verschiedenen Wissenschaftszweigen zusammenzustellen. Verstehen Sie, dies ist das weitreichendste Entwicklungsprogramm des Amtes seit den Versuchen zur Lindwurmzucht.«

Zühlke räusperte sich. Offenbar missfiel ihm, dass Fräulein Trautmann nicht gerade ein Ruhmesblatt seiner Behörde angesprochen hatte und dies ausgerechnet gegenüber einem Mann, der laut der Unterlagen aus Magdeburg stammte.

»Wie hoch wird mein Gehalt sein?«, fragte Bartholomäus, ohne zu erkennen zu geben, ob er unangenehm berührt war.

»Was stellen Sie sich denn vor?«, fragte Zühlke. Dieser Teil der Verhandlungen ging die junge Frau nichts an.

Bartholomäus nannte einen Betrag, der nahe am Doppelten seiner Bezüge in der Landesfrauenklinik lag. Er wollte sehen, welche Mittel diesem Forschungsprojekt zu Gebote standen. Er glaubte nicht daran, dass sein Gegenüber wirklich zustimmte, aber die Summe stellte eine gute Verhandlungsbasis dar.

Zühlke lächelte. »Sie scherzen, junger Mann. Das Amt ist eine Behörde. Uns stehen bei Weitem nicht solche Mittel zur Verfügung wie der freien Wirtschaft. Dafür bieten wir eine sichere Anstellung. Sie werden ein Beamter sein.« Zühlke nannte sein Gegenangebot. Er stütze sich mit beiden Armen auf den Schreibtisch, faltete die Hände wie zum Gebet und schaute Bartholomäus abwartend an.

»Das da«, Bartholomäus deutete auf das von ihm unterschriebene Papier, das unbeachtet neben dem linken Ellenbogen des Professors lag, »zeigt mir, dass es hier um mehr als ein bisschen Forschung geht. Wahrscheinlich handelt es sich um ein militärisches Projekt. Der Verteidigungsetat ist nicht gerade klein.«

Zühlke schüttelte den Kopf. »Das Amt muss mit seinem eigenen Etat auskommen, egal woran wir arbeiten.«

Bartholomäus sah vom Professor zu Fräulein Trautmann, die kurz nickte.

»Wenn wir Ergebnisse liefern, können wir mit einer Aufstockung rechnen«, sagte sie. »Das heißt, die Steigerung Ihrer Bezüge liegt auch in Ihrer Hand. Je schneller und besser wir zu Ergebnissen kommen, desto mehr kann das Amt uns zahlen. So sieht es aus.«

»Was, wenn ich Ihnen einen besonders begabten Kollegen vorstellen könnte?«

»Wie meinen Sie das?« Zühlke beugte sich interessiert vor.

»Nun, es gibt bei uns im Krankenhaus einen Veränderten, eine Grünhand. Der Mann verfügt über verblüffende Fähigkeiten.«

Fräulein Trautmann blinzelte. »Inwiefern?«

»Er kann das Zellwachstum im Körper beeinflussen. Jedenfalls ist das mein Eindruck.«

»Wie kommen Sie auf diese Idee?«

»Ich habe eine wirklich außergewöhnliche Heilung erlebt«, erwiderte Bartholomäus. Er schilderte die Geburt der kleinen Lisa Philipps, seine Untersuchung und die Ergebnisse der Nachkontrolle am folgenden Tag.

»Und Sie glauben, Ihr Kollege habe das bewirkt?« Der Professor schien nicht überzeugt.

»Wenn die Kleine nicht selbst ein Wunder vollbracht hat ...«

Fräulein Trautmann nickt. »Können Sie den Mann hierher bringen? Zur Untersuchung?«

»Was wollen Sie tun? Ihn aufschneiden?«

Die junge Frau riss entsetzt die Augen auf. »Wie kommen Sie auf so eine absurde Idee? Wir sind eine Forschungseinrichtung, kein Schlachthaus.« Sie atmete heftig. Ihr nicht unansehnlicher Busen hob und senkte sich. Bartholomäus sah es mit Vergnügen. »Unter meiner Leitung wird während des Forschungsprogramms gewiss niemand aufgeschnitten, nur um der Wissenschaft zu dienen. Auch ein Veränderter nicht. Diese Zeiten sind zum Glück lange vorbei.«

»Aber Sie wollen etwas mit ihm anstellen?«

»Gewiss. Wenn sich Ihre Behauptung als korrekt erweist, werden wir ein spezielles Programm entwickeln, um seine Fähigkeiten zu testen. Sprechen Sie mit ihm.«

»Hätte es Einfluss auf meine Besoldung, wenn ich ihn überzeugen kann, sich Ihrer Abteilung anzuschließen?«

Fräulein Trautmann schaute zu Zühlke, der den Mund zu einem schmerzlichen Lächeln verzog und sagte: »Sie beschwerten sich über unsere Forschung und wollen uns Ihren Freund verkaufen?«

»Es handelt sich nicht um einen Freund, nur um einen Kollegen. Außerdem wollen Sie ihn doch gut behandeln, wurde mir gerade erklärt. Oder habe ich das missverstanden?«

»Natürlich nicht.«

Später, als er wieder in seinem Hotelzimmer saß, fragte sich Bartholomäus, ob er dieses Fräulein Trautmann vielleicht hätte zum Essen einladen sollen. Sie schien ihm eine jener Frauen zu sein, die sich in der Welt der Männer durchgesetzt hatten, aber das musste nicht bedeuten, dass sie gegen Komplimente, ein gutes Essen und Blumen immun war.

Vielleicht besaß sie ja bereits einen Geliebten, aber daran zweifelte er. Frauen wie sie nahmen sich in ihrer Jugend viel zu wenig Zeit für das Leben. Sie lebten für die Karriere. Er würde ihr zeigen müssen, wie wenig diese wert war, wenn man ihre Früchte nicht erntete und auskostete.

## **Berlin, Kaserne des Reichsministeriums für Verteidigung, 27. Januar 1962**

Oberstleutnant Ranitzky fühlte sich alt. Nicht, weil ihn am Morgen auf dem Appellplatz im kalten Wind seine Knochen einmal mehr an die vergangenen Jahre erinnert hatten, sondern weil er seine Vorgesetzten nicht mehr verstand. Der General, zehn Jahre jünger als er selbst, sprach von Friedensmissionen, wenn er ›in den Krieg ziehen‹ meinte. Viel hatte sich verändert, seit der Kaiser nur noch eine Art wandelndes Standbild darstellte. Er glich einer Allegorie des Reiches, die dessen Bedeutung auf zwei Beinen in die Welt trug, ohne selbst Entscheidungsgewalt über irgendwelche Geschehnisse zu besitzen. Konstitutionelle Monarchie hieß es offiziell, hinter vorgehaltener Hand nannte das Volk ihn einen Grüßaugust.

Und die Armee? Man kürzte Jahr um Jahr den Etat, gewährte den Rekruten Urlaub. Seit letztem Jahr durften sie während der

Dienstzeit einen verdammten Bart tragen! Was kam als Nächstes? Weiber?

Der Oberstleutnant stampfte in seine Stube und rief nach der Ordonanz: »Müller! – Müller!!«

»Hier, Herr Oberstleutnant.« Müller kam aus dem Nebenraum, stand stramm und legte die Hand vorschriftsmäßig an die Mütze.

»Packen Sie. Wir ziehen um.«

»Zu Befehl. Für wie lange, Herr Oberstleutnant?«

»Das wissen die Götter. Packen Sie den ganzen Krempel ein und schaffen Sie ihn zu meinem Wagen. Sie kommen mit mir.«

»Zu Befehl, Herr Oberstleutnant.«

»Wir ziehen beim Amt ein.«

»Welches Amt, Herr Oberstleutnant?« Müller schaute interessiert.

»Welches Amt? Welches Amt? Was glauben Sie? Wie viele Ämter gibt es denn in Berlin, die die Generalität bewegen könnten, ihnen einen Abgesandten zu schicken? Die Grünen natürlich. Seien Sie froh, wenn Sie auf zwei Beinen und mit gesundem Leib zurückkehren dürfen. Alles Hexenmeister, durch die Bank!«

»Jawohl, Herr Oberstleutnant. Ich werde auf mich achtgeben.«

Ranitzky knurrte, ging zu einem Sessel am Fenster und ließ sich hineinfallen.

Der General hatte von neuen Entwicklungen auf dem Gebiet der Verteidigung gesprochen. Er bräuchte einen fähigen Offizier, der die Fortschritte überwachte und das Projekt in die richtigen Bahnen lenkte. Geschwätz, wenn man Ranitzky fragte. Er war alt und man wollte ihn auf einen ruhigen Posten abschieben. Er sollte auf die Weißkittel aufpassen wie eine Glucke auf ihre Küken.

Seit vierzig Jahren gehörte er jetzt zur Truppe. Als er anfang, ritt man noch zu Pferde in die Schlacht. Heute flog man zu einer Stadt, ließ dort Feuer und Schwefel regnen wie der Gott aus der Bibel und verschwand wieder. Die Schlitzaugen da unten in

Vietnam konnten vermutlich ein Lied davon singen. Als dieser Krieg begann, musste er erst einmal nachschauen, wo dieses verdammte Vietnam überhaupt lag. Früher hätte sich kein Schwein in Europa für ein Stück Urwald interessiert, das um den halben Erdball herum lag. Aber die Welt war klein geworden. Täglich ließ der Äther sie weiter schrumpfen.

Fortschritt! Pah! Die Menschen liefen und ritten nicht mehr, sie fuhren und flogen. Sie sprachen über den Atlantik miteinander, sie begannen, das Denken irgendwelchen Maschinen zu überlassen. Aber wenn er zum Arzt ging und über seine Kurzatmigkeit sprach, zuckte der nur mit den Schultern, sagte: »Sie sind eben nicht mehr dreißig« und schickte ihn wieder fort.

Er sah hinaus in den grauen Tag. Auf dem Appellplatz exerzierte eine Hundertschaft Spritzer. Dem Feldwebel vor ihnen schien es sichtlich Spaß zu bereiten, sie gehörig zu scheuchen und dabei anzubrüllen, dass ihnen die Trommelfelle platzen mussten. Sein Gesicht erinnerte an eine reife Tomate. Gut so! Diese jungen Kerle sollten sich nicht einbilden, dies sei ein Erholungslager. Es handelte sich noch immer um die deutsche Armee.

Ranitzky fragte sich, was das für überaus wichtige Forschungsarbeiten seien, dass die Generalität jemanden zur Überwachung ins Amt beordnete. Wahrscheinlich bastelten sie jetzt sogar an einer Superbombe mit Äther. Dabei waren die Amis doch jetzt unsere Verbündeten und die besaßen eine.

»Little Boy«. Der kleine Junge hatte die Japsen das Fürchten gelehrt. Dumme Schlitzaugen. Wie die Vietnamesen. Es musste doch jedem klar sein, dass man sich mit den Amis nicht anlegte. Auch wenn er kein Freund von Verträgen war, hielt er das neue Bündnis für notwendig. Niemand wollte die Amerikaner verärgern, der nicht den Arsch verbrannt kriegen wollte.

Und dann gab es da auch noch die Russen. Als er gerade in die Armee eingetreten war, stürzten die ihren Kaiser, den sie Zar nannten. Was danach folgte, war Chaos und Gemetzel. Sie nannten es Revolution, er nannte es Irrsinn. Dann kehrte dieser

Rasputin zurück. Angeblich von den Toten. Wer's glaubte ... Aber egal, der verscheuchte erst die sogenannten Arbeiterräte und setzte sich dann selbst auf den Thron. Angeblich befehligte er eine Armee aus Skeletten, aber die Informationen aus dem riesigen Reich im Osten kamen nur tröpfchenweise. Journalisten zeigte man saubere Städte, fleißige Bauern und tanzende Mädchen in Trachten. Man musste also ein Auge auf die Russen haben.

Himmel! Weltgeschichte!

Müller schleppte die ersten Koffer zum Auto.

›Guter Mann‹, dachte der Oberstleutnant. Stellte selten Fragen, führte Befehle ohne zu zögern aus. Wenn er dem Müller befahl, ohne Fallschirm vom Dach der Kaserne zu springen, würde der es prompt tun. Der einzige Lichtblick, wenn er sich in wenigen Stunden von Zivilisten umgeben wiederfinden würde.

Ranitzky stemmte sich aus dem Sessel und stöhnte. Seine Wirbelsäule gab Geräusche von sich als wolle sie zerbrechen. Aber dagegen hatten sie natürlich noch nichts erfunden, diese Weißkitel.

Der Oberstleutnant fluchte und folgte seiner Ordonanz, die gerade mit der nächsten Ladung Gepäck aus seinem Schlafzimmer trat.

## **Magdeburg, Ratskeller, 29. Januar 1962**

›Was wollen Sie von mir?‹ Gideon sah auf Bartholomäus hinab, der in die Speisekarte schaute, als gäbe es nichts Wichtigeres.

›Mit Ihnen reden, Doktor Bayer. Bitte setzen Sie sich.‹

Gideon gehorchte. Er nahm dem anderen gegenüber Platz, verschränkte die Arme und sah sein Gegenüber grimmig an.

›Also?‹

›Erstmal bestellen wir uns was zu essen. Das Braumeisterschnitzel soll gut sein.‹ Bartholomäus schob die Karte hinüber.

›Ich bin keineswegs hier, um mit Ihnen einen gemütlichen Abend zu verbringen, Doktor Fuchs.‹ Gideon würdigte die Karte

keines Blickes, sondern schaute Bartholomäus entschlossen ins Gesicht. Er würde sich nicht erpressen lassen. Wenn es sein musste, verließ er eben die Klinik. Er würde in den Harz gehen. Dort gab es inzwischen mehr Veränderte und andere seltsame Erscheinungen als normale Menschen, zumindest wenn man den Zeitungsberichten glauben durfte.

»Sie sollten mich nicht ansehen, als wollte ich Ihnen ein Messer in den Rücken rammen, falls Sie mir diesen unbedacht zuwenden. Ich möchte Ihnen ein Angebot unterbreiten.«

Gideon lächelte abschätzig. »Da bin ich aber gespannt.«

»Erst essen wir etwas. Und ich könnte ein Bier gebrauchen. Der Dienst heute war wieder einmal deprimierend genug.« Bartholomäus sah sich nach einem Kellner um und winkte, als er einen entdeckte.

Widerwillig bestellte auch Gideon. Der Kellner ging und kam kurze Zeit später mit den Getränken zurück. Sie tauschten Belanglosigkeiten aus. Nachdem das Gespräch versandet war, hing Gideon seinen Gedanken nach bis das Essen gebracht wurde.

Er wurde aus diesem Doktor Fuchs nicht schlau. Seit drei Monaten wusste er von seinem Geheimnis, aber erst heute hatte er ihn erneut angesprochen und um dieses Treffen gebeten. Aber nicht in irgendeiner dunklen Ecke der Stadt, wo niemand sie belauschen konnte, sondern hier im Ratskeller, einem der beliebtesten Lokale, das auch von den Herren Ätherbaronen und Großindustriellen besucht wurde, wenn diese sich einmal unter das Volk mischen wollten. Die einfachen Leute auf dem Markt tuschelten, es kämen hin und wieder sogar Leute aus der Elbe, um sich dort verköstigen zu lassen. Wenn die Kellner sie sähen, nähmen sie sofort alle Karten hinfert und ersetzten sie durch andere, die keine Fischgerichte enthielten. Nun, möglich erschien seit der Jahrhundertwende alles.

Jetzt saß dieser Fuchs da, säbelte an seinem Fleisch herum, nahm hin und wieder einen Schluck Bier und machte auch sonst



einen Eindruck, so vergnügt wie Bolle auf dem Milchwagen, wie Gideons Mutter immer gesagt hatte.

»Ich gehe zum Amt«, sagte er plötzlich zwischen zwei Bissen.  
»Und ich möchte, dass Sie mitkommen.«

»Was soll ich dort? Ich bin Arzt, kein Stempelhalter von des Kaisers Gnaden.« Gideon mochte das Amt nicht. Nicht genug damit, dass er auf Weisung des Amtes einen Nachweis über seine Veränderung bei sich tragen musste, als sei er ein Verbrecher auf Bewährung. Nicht genug, dass er einmal im Jahr bei einer Außenstelle vorstellig werden musste, die ihn von Kopf bis Fuß medizinisch prüfte, nein, diese Leute trugen die Schuld an der Verheerung seiner Heimatstadt.

»Das Amt hat eine Forschungsabteilung«, erwiderte Bartholomäus kauend.

»Kein Benehmen«, dachte Gideon. Bei ihm daheim und auch später war während des Essens nie gesprochen worden. Dazu blieb hinterher bei Kaffee und einer Zigarre genug Zeit. Jetzt, da er allein in der eigenen kleinen Wohnung lebte, gab es natürlich keine Gesprächspartner bei Tisch.

Gideon legte sein Besteck zur Seite. Er hatte sowieso keinen Hunger gehabt. Dieser Doktor Fuchs sollte endlich damit herausrücken, was er von ihm wollte.

»Forschungsabteilung, soso. Und die benötigen einen Arzt?«

Auch Bartholomäus legte Messer und Gabel an den Rand des Tellers und lehnte sich zurück. »Sie haben es aber eilig. Schade um das gute Essen. Aber gut, ich habe Sie schließlich hierhergebeten, also bin ich Ihnen eine Erklärung schuldig.« Er räusperte sich. »Das Amt will mehr darüber erfahren, wie der Äther zu Veränderungen führt. Sie wollen ...«

»Ach, ich soll als Versuchskaninchen dienen«, unterbrach Gideon sein Gegenüber.

Bartholomäus schüttelte den Kopf. »Keineswegs, aber Sie besitzen eine bemerkenswerte Fähigkeit. Ich habe den Eindruck, es gelingt Ihnen, das Zellwachstum zu beeinflussen.«

»Unsinn!«

»Sie vergessen, dass ich es selbst gesehen habe. Bei der kleinen – wie hieß sie gleich? – Lisa, richtig? Ihr Herz hätte keine zwei Tage durchgehalten. Klein, vermutlich missgebildet. Am nächsten Morgen war sie gesund und quietschvergnügt.« Bartholomäus stützte die Ellenbogen auf den Tisch, legte die Hände ineinander, das Kinn darauf und schaute Gideon, eine Erwiderung erwartend, an.

Dieser schwieg.

Bartholomäus löste die Hände wieder voneinander, neigte in einer bedauernden Geste den Kopf und legte den linken Arm flach neben seinen Teller, die Handfläche nach oben gerichtet, als erwarte er eine Gabe von seinem Gegenüber.

»Vielleicht handelte es sich damals ja nicht um Ihre erste Heilung, nicht um das erste Organ, das unter Ihren Fingern gesundete, nicht die erste Wunde, die Sie geschlossen haben. Sie können doch Wunden schließen?« Bei den letzten Worten griff seine Rechte flink nach dem Steakmesser und schnitt damit in den linken Arm hinein, die Pulsader zielsicher öffnend.

Blut schoss wie eine Fontäne heraus.

»Sind Sie wahnsinnig?«, schrie Gideon, sprang seinen Stuhl umwerfend auf, packte seine und Bartholomäus Serviette und eilte um den Tisch herum.

Bartholomäus seinerseits beobachtete seelenruhig, wie der Puls Salve um Salve Blut aus der offenen Wunde schoss. Eine Kellnerin sah die Bescherung, schrie auf und stürzte in Richtung Küche davon.

»Sie sollten sich beeilen«, sagte Bartholomäus. »Sonst verpassen Sie eine einmalige Chance, Ihr Talent unter Beweis zu stellen.«

»Ich ... ich kann das nicht«, stammelte Gideon.

»Versuchen Sie es!«

Er presste die Servietten auf den Arm, sie sogten sich sofort voll Blut. Es quoll zwischen seinen Fingern hervor, lief über den Tisch, tropfte auf den Boden.

Gideon konzentrierte sich. Er tastete mit den Zeigefingern unter den Tüchern nach dem Schnitt, fand die Kanten und verfolgte sie zu ihren Endpunkten nahe der Hand und in Richtung Ellenbogenrube. Er versuchte, sich die Wunde in ihrer gesamten Form und Größe vorzustellen. Er spürte die Wärme des über seine Hände rinnenden Blutes.

Mehrere Leute kamen aus dem hinteren Bereich des Restaurants und umringten den Tisch.

»Was ist passiert?«, fragte jemand hinter Gideon mit deutlichem Erschrecken in der männlichen Stimme.

»Nur eine kleine Unachtsamkeit«, sagte Bartholomäus. »Aber wir sind Ärzte. Wir bekommen das in den Griff.«

»Ein Krankenwagen ist bereits bestellt«, sagte die weitaus ruhigere Stimme einer Frau. »Sie sollten sich besser hinlegen. – Karin, die Decken bitte hierhin. – Stephan, stellen Sie die spanischen Wände dorthin.« Gideon vermutete, da sprach eine ältere Dame, die schon manche Katastrophe in ihrem Leben erlebt hatte.

Bartholomäus blieb sitzen. »Was ist, Gideon?«, fragte er.

Er antwortete nicht, sondern fokussierte all seine Gedanken auf die Wunde und das Ziel, sie wieder zusammenwachsen zu lassen. Sein Hirn sandte die Befehle in seine Fingerkuppen, an den Äther, der mit ihm auf eine selbst für ihn unbekannte Weise verbunden war. So wie seine Muskeln, seine Sehnen, seine Organe musste deshalb auch er den Befehlen seines Hirns gehorchen. Er war ein Veränderter, aber er war kein Gefangener des Äthers, sondern dieser vielmehr ein Sklave seines Willens, zumindest jene winzigen Spuren, die sich in den Zellen seiner Finger eingeknistet hatten.

Heile! Heile! Immer wieder dieser Gedanke.

Er spürte Bewegung unter seinen Fingerkuppen. Es schien, als kröche die Haut von Bartholomäus' Arm unter seiner Berührung

herum. Der Blutstrom ebte ab und bisher konnte dieser Irre, der sich selbst die Pulsader geöffnet hatte, nicht so viel Blut verloren haben, dass dies als Grund infrage kam. Sonst säße er nicht mehr grinsend auf seinem Stuhl, sondern läge bleich und leblos daneben.

Gideon zog die Hände - blutig, als habe er einen grausamen Mord begangen - unter den Servietten hervor, die rot wie die Muleta eines Toreros leuchteten.

»Und?«, fragte Bartholomäus nur.

»Ich denke, ich habe die Blutung stillen können«, sagte Gideon steif. »Sie sollten die Wunde jedoch noch bedeckt halten, damit sich keine Keime ansiedeln können.«

»Ja, natürlich«, sagte Bartholomäus, der wusste, was der andere eigentlich meinte: »Damit niemand sieht, was ich gemacht habe.«

»Ich glaube, Sie können jetzt beginnen, hier ein wenig aufzuräumen«, sagte Bartholomäus anschließend und lächelte in die Runde der um sie herumstehenden Kellner und Köche. »Und sich überlegen, was Sie den Leuten vom Krankenwagen sagen wollen, die Sie in Ihrer Panik ganz umsonst hierher bestellt haben. Sehen Sie, das ist mir verdammt unangenehm. Was, wenn er zu einem wirklich dringenden Fall nicht rechtzeitig eintrifft, nur weil die Kollegen sich um mich kümmern wollen?« Er nickte jemandem zu, der direkt hinter Gideon stand.

Dieser wandte sich um und blickte in die ernsten Augen einer grauhaarigen Frau mit dünnen Lippen und wässrigen Augen. »Sind Sie sicher, dass Sie keine Hilfe mehr brauchen?«, fragte sie.

Gideon erkannte die energische, ruhige Stimme von vorhin. »Ja, es ist alles in Ordnung«, erklärte er.

Das Personal des Restaurants sah sich gegenseitig ein wenig ratlos an, dann begann man mit den Aufräumarbeiten. Bartholomäus zückte seine Geldbörse und winkte einem der Kellner. Der eilte ziemlich beflissen davon. Wenn die seltsamen Gäste keine Hilfe benötigten, war es wohl besser, sie loszuwerden. Als

er zurückkehrte, hielt er in der Hand eines jener voluminösen Kellnerportemonnaies, die man im Notfall einem Zechpreller an den Kopf werfen konnte, um ihn zu betäuben und so an der Flucht zu hindern.

Er nannte eine Summe. Bartholomäus reichte ein reichliches Trinkgeld mit hinüber. »Für die entstandenen Unannehmlichkeiten«, sagt er. »Und für zwei Baumwollservietten. Ich bringe sie zurück, nachdem sie in der Wäscherei des Krankenhauses waren. Die bekommen die schon sauber.« Er lächelte, griff mit der rechten Hand nach den Servietten um seinen linken Unterarm und hielt sie fest. Er erhob sich und sagte zu Gideon: »Kommen Sie, wir gehen ein paar Schritte über den Alten Markt. Da erkläre ich Ihnen alles.«

Gideon nickte. Er wusste nicht recht, was er sonst tun sollte. Einfach davonlaufen? Unsinn! Morgen stand er Doktor Fuchs im Krankenhaus wieder gegenüber, wenn dieser es darauf anlegte. Besser sie klärten die Angelegenheit jetzt endgültig.

Sie gingen zu den Garderoben und holten ihre Mäntel, jeder der beiden Männer tief in die eigenen Gedanken versunken. Gideon streifte Handschuhe über, Bartholomäus verhüllte seine Finger nicht. Schließlich verließen sie das Lokal.

Sie traten auf den weiten, freien Platz. Schnee fiel aus einem sternenlosen, dunklen Himmel auf sie und den Unterstand des Magdeburger Reiters herab. Der Wind trieb ihnen die Flocken ins Gesicht. Otto der Erste, flankiert von seinen beiden Frauen Adelheid und Editha, blickte gleichmütig auf die beiden Gäste des Ratskellers. Der eine sah aus, als sei er das Opfer einer Messerstecherei im Wirtshaus geworden. Blut breitete sich von oben bis unten über seiner Kleidung aus. Der andere hatte nur einen blutgetränkten Ärmel.

»Was sollte diese Vorstellung?«, fragte Gideon.

»Ich wollte wissen, wie gut Sie wirklich sind.«

»Und wenn ich nicht so gut gewesen wäre?«

»Dann hätte es der Rettungsdienst richten müssen. Irgendwas hätten Sie bis dahin bewerkstelligt. Dessen war ich mir sicher. Ich bitte Sie noch einmal: Kommen Sie mit mir nach Berlin. Sie vergeuden hier Ihr Talent.«

Sie schritten Seite an Seite am Filmtheater vorbei. ›James Bond jagt die Sylphide‹ pries ein Plakat in großen Lettern. Ein junger Mann mit idealem Körperbau hielt eine spärlich bekleidete Blondine im Arm. Im Hintergrund stand eine Kreuzung aus Frau und Libelle und hielt eine Harpune wufbereit.

»So sehen uns die meisten Menschen noch immer.« Gideon deutete auf die aggressiv gestaltete Veränderte. »Veränderte, die über den Rest der Menschheit herfallen. Egal, was wir wirklich sind. Egal, was wir wirklich fühlen. Wieso interessiert sich das Amt plötzlich für unsereiner? Was ist das für ein Forschungsprojekt?«

»Soweit ich weiß, ist es ein Auftrag des Militärs.«

»Militär!«, schrie Gideon. »Ich hätte es mir denken können. Soldaten mit Superkräften, die für Gott, Kaiser und Vaterland in den Krieg ziehen.« Er deutete auf ein Plakat im nächsten Schaukasten. Das Programm der nächsten Woche. Die Marktlichtspiele zeigten: »Kinder der Wüste«. Fremdenlegionäre zogen in Schlachtordnung unter einer grellen Sonne dahin. Unter ihnen befanden sich Wesen mit sehr unterschiedlichen Extremitäten und Gesichtern.

»Schreien Sie nicht so«, zischte Bartholomäus. »Eigentlich dürfte ich Ihnen gar nichts erzählen.«

»Ich will das auch gar nicht wissen«, fauchte Gideon. »Wie können Sie sich für so etwas hergeben? Sie wissen, dass man bei den Vereinten Nationen an einem Verbot des Æthers für militärische Zwecke arbeitet.«

»Bis die sich geeinigt haben, fließt noch viel Wasser die Elbe gen Hamburg«, erwiderte Bartholomäus. »Hören Sie zu. Das ist eine einmalige Chance. Ja, die vom Amt wollen vermutlich Super-soldaten abliefern. Aber für uns ist es eine ganz andere Chance.

Sehen Sie nicht, was Sie können? Wieso sind Sie überhaupt Anästhesist geworden? Ein Mann mit Ihren Fähigkeiten gehört in die Chirurgie.«

»Ich habe meine Begabung erst spät entdeckt«, erwiderte Gideon. »Und ich konnte nie daran Gefallen finden, Menschen aufzuschneiden. Es gefällt mir besser, ihnen die Schmerzen zu nehmen. Ein Grund mehr, nicht für die Militärs zu arbeiten.«

Sie gingen weiter auf den Breiten Weg zu. Noch vor zehn Jahren erstreckte sich hier ein einziges Trümmerfeld. Die Lindwürmer hatten in der Innenstadt keinen Stein auf dem anderen gelassen. Inzwischen säumten klotzige Neubauten die Straße, die, anders als zuvor, ihrem Namen alle Ehre machte. Weitläufige Rabatten und Springbrunnen säumten den Fußweg, Bänke standen davor und luden während der warmen Jahreszeit zum Verweilen ein. Jetzt waren die Grünflächen schneebedeckt, die Brunnen abgeschaltet und abgedeckt. Eine Straßenbahn schlängelte sich heran und kam kreischend an der Ampel zum Halten.

»Wissen Sie, ich sehe das so«, hob Bartholomäus an. »Wir können Forschung betreiben, die die Verbindung des Äthers zum Leben erhellen wird. Ja, die Militärs erhoffen sich bessere Soldaten. Aber für die Medizin wird es ein riesiger Schritt sein, wenn wir herausfinden, wie die Veränderungen entstehen, wie man sie steuern kann.« Er wandte sich Gideon zu und packte diesen an den Schultern. »Stellen Sie sich vor, jeder Arzt im Lande, in der ganzen Welt sogar, verfüge über Ihre Fähigkeiten. Er könnte das Zellwachstum beeinflussen, steuern. Können Sie sich auch nur ansatzweise vorstellen, was das bedeutet?«

Gideon schaute in ein von Aufregung und Kälte gerötetes Gesicht. Die Augen seines Gegenüber glühten geradezu, brannten ihren fordernden Blick in den seinen.

»Verstehen Sie denn nicht?«, fragte Bartholomäus. »Das ist der erste Schritt zur Beseitigung aller Gebrechen. Sie können eine solche Fähigkeit nicht einfach für sich behalten. Sie gehört allen. Den Menschen.«

»Schöne Worte«, entgegnete Gideon. »Aber mir scheint, ich soll sie gegen die Menschen einsetzen.«

»Es ist doch nur vorübergehend. Wenn wir unsere Position beim Amt erst einmal gefestigt haben, werden wir dafür sorgen, dass die Entwicklung in die richtige Richtung verläuft.« Bartholomäus trat einen Schritt zurück und streckte eine Hand vor. »Schlagen Sie ein!«

Der Wind hatte sich inzwischen zu einem Sturm gesteigert. Gideon schlug den Kragen seines Mantels hoch, zog den Handschuh von der Rechten und reichte Bartholomäus die Hand.

»Sehen Sie, war doch gar nicht so schwer.«

»Das sagt der Teufel vermutlich auch bei jedem Pakt, den er schließt«, dachte Gideon und sagte: »Ich muss mir das alles gründlich durch den Kopf gehen lassen. Lassen Sie mir Zeit.«

»Ich melde mich«, sagte Bartholomäus.

»Auf Wiedersehen«, antwortete Gideon, wandte sich ab und eilte davon.